

(Nachdruck verboten.)

42]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Lasse zwinkerte ein wenig, er hatte ja schon gefürchtet, daß sie ihn alt finden würde.

„Ja, er ist ja, was man eine Nachgeburt nennt; aber ich kann doch noch die Arbeit eines Mannes tun — sowohl in dem einen als in dem anderen.“

Sie lachte ihm zu, während sie hin und herging und auftrug — kaltes Fleisch und Bratwurst, Schnaps und Brot und eine Lonschüssel mit Schmalz.

„Oh man! eh man!“ sagte sie. „Daran erkennt man einen Mann. „Du hast einen langen Weg gemacht.“

Jetzt erst fiel es Lasse ein, daß er doch einen Vorwand für seinen Besuch geben mußte. „Ich wollte eigentlich gleich wieder weg. Ich wollt mich bloß bedanken, daß Du so gut gegen meinen Jung bist!“ Er erhob sich sogar, als wolle er aufbrechen.

„Na, was ist denn das für ein Unfug!“ rief sie aus und drückte ihn wieder in den Stuhl nieder. „Es ist ja nicht viel, was ich zu bieten habe, aber lang man zu!“ Sie drückte ihm ein Messer in die Hand und schob ihm eifrig die Speisen hin. Ihre ganze Gestalt strahlte Wärme und Herzengüte aus, wie sie da dicht über ihn gebeugt stand und um ihn beschäftigt war. Und Lasse genoß das.

„Du bist Deinem Mann woll eine gute Frau gewesen,“ sagte er.

„Ja, das ist ein wahres Wort!“ sagte sie, indem sie sich hinsetzte und ihn offener anfaß. „Er hat alles gefriegt, was er fordern konnte und zwar reichlich, wenn er an Land war. Er lag bis Mittag und ich pflegt ihn wie ein kleines Kind. Aber auch nicht eine Handreichung gab er mir dafür — denn kriegt man es zuletzt ja auch satt.“

„Das war Unrecht von ihm,“ sagte Lasse, „denn die eine gute Tat soll die andere hervorrufen. Ich glaub' nicht, daß Bengta mir so was nachsagen könnt', wenn sie gefragt würd!“

„Ja, da ist weiß Gott viel in einem Haus zu tun, wenn der Mann sonst danach ist, daß er den Willen hat zu helfen. Ich hab ja man bloß e i n e Ruh, denn mehr kann ich nicht bekommen, aber zwei könnten hier gut gehalten werden, und Schulden stehen nicht auf dem Haus.“

„Ich bin ja man bloß ein armer Teufel gegen Dich!“ sagte Lasse niedergeschlagen. „Ich hab woll alles in allem anderthalbhundert Kronen, und ordentliches Zeug haben wir beid' auf 'en Leib, aber außerdem hab ich nichts als ein paar tüchtige Häuste.“

„Das ist ja auch viel wert. Und so weit ich Dich verstehen kann, bist Du woll nicht davor bange, einen Eimer Wasser oder so was zu holen?“

„Ne, das bin ich nicht. Und ich bin auch nicht bange vor 'ner Tasse Kaffee im Bett an Sonn- und Festtagen.“

Sie lachte ihn an. „Dann soll ich woll einen Kuß haben!“ sagte sie.

„Ja, das sollst Du!“ sagte Lasse fröhlich und küßte sie. „Und dann müssen wir auf Glück und Segen für uns alle drei hoffen. Daß Du den Jungen leiden magst, weiß ich ja!“

Es war noch allerlei zu bereden, man mußte Kaffee trinken, und Lasse sollte die Ruh und die Einrichtung des Hauses sehen. Währenddessen war es spät geworden.

„Du mußt Dich lieber so einrichten, daß Du die Nacht hier bleibst,“ sagte Madam Olsen.

Lasse stand da und schwankte — der Junge lag zu Hause allein, und er mußte um vier Uhr auf dem Hof sein. Aber draußen war es kalt, und hier war es traulich und warm in jeder Beziehung.

„Ja, dann muß ich das woll lieber tun,“ sagte er und legte wieder ab.

Als er sich gegen vier Uhr von hinten in den Kuhstall hineinschlich, brannte die Laterne noch in der Kammer. Lasse glaubte, er sei entdeckt und begann zu zittern, es war unverantwortlich und unvorsichtig, eine ganze Nacht von den Kühen wegzubleiben. Aber es war nur Pelle, der zusammengekauert,

böllig angezogen, auf der Kiste lag und schlief. Er war schwarz und geschwollen im Gesicht vom Weinen.

Den ganzen Tag lag etwas Verschlissenes, beinahe Feindliches über Belles Wesen. Lasse litt darunter; es blieb ihm nichts übrig, er mußte mit der Sprache herausrücken.

„Nu is es abgemacht, Du!“ sagte er endlich. „Wir kriegen Haus und Heim — und 'ne hübsche Mutter obendrein. Es ist Madam Olsen. Bist Du nu zufrieden?“

Pelle hatte nichts dagegen einzuwenden. „Darf ich denn das nächste Mal mitkommen?“ fragte er, noch ein wenig verstimmt.

„Das nächste Mal kommst Du mit — ich denke mir, es wird Sonntag sein. Dann bitten wir uns früh frei und gehen auf Besuch.“ Lasse sagte das mit einem eigenen Schwung — er hatte sich aufgerichtet.

Pelle kam am Sonntag mit, sie hatten vom Nachmittag an frei. Dann ging es fürs Erste nicht wieder, sich frei zu bitten, aber Pelle sah ja seine künftige Mutter sozusagen jeden Tag. Für Lasse war die Sache schwieriger. Wenn die Sehnsucht nach der Braut ihn zu heftig überkam, ging er umher und puffelte, bis Pelle eingeschlafen war, dann zog er sich an und schlief davon.

Am Tage nach einer also verwachten Nacht war er nicht viel wert bei der Arbeit, er fiel über seine eigenen Füße. Aber seine Augen leuchteten jugendlich, als habe er einen heimlichen Bund mit den stärksten Mächten des Lebens geschlossen.

16.

Erik stand oben auf der Haupttreppe, mit hängenden Schultern, das Gesicht halb der Mauer zugewendet; dort stellte er sich jeden Morgen gegen vier Uhr auf; er stand da und wartete darauf, daß der Verwalter herabkommen sollte. Die Uhr war sechs, es hatte gerade angefangen zu dämmern.

Lasse und Pelle waren mit dem Ausmisten und der ersten Fütterung fertig, jetzt waren sie hungrig. Sie standen in der Tür zum Kuhstall und warteten darauf, daß die Essenglocke erschallen sollte; drüben in den Türen zum Pferdestall standen die Knechte und sahen ebenfalls sehnsüchtig aus. Als es eine Viertelstunde über die Zeit hinaus war, gingen sie auf den Keller zu, mit Karl Johann an der Spitze. Lasse und Pelle rückten ebenfalls aus und eilten nach der Gefindestube, Sehnsucht nach dem Essen leuchtete ihnen aus den Augen.

„Na, Erik, nu woll'n wir runter und essen!“ rief Karl Johann im Vorübergehen; Erik kam aus der Ecke bei der Treppe heraus und töffelte hinter ihnen drein hinunter. Im Magen fehlte ihm offenbar nichts.

Sie aßen schweigend — das Essen stopfte ihnen vollständig den Mund. Als sie fertig waren, klopfte der Großknecht mit dem Messerstiell auf den Tisch und Karna kam mit zwei Schüsseln voll Suppe und einem Stapel Schmalzbrot herein.

„Wo is Vodil heute?“ fragte Gustav.

„Was weiß ich das? Ihr Bett stand heute Morgen unberührt,“ antwortete Karna hochmütig.

„Das sind ausgefunktene Lügen, Du Fettwanst!“ sagte Gustav und schlug mit dem Löffel auf die Tischplatte.

„Du kannst ja selbst in die Kammer gehen und nachsehen — dem Weg kennst Du ja,“ sagte Karna spöttisch.

„Und was is heute in den Wirtschaftslehrling gefahren, daß er nicht läutet?“ sagte Karl Johann. „Hat keiner von Euch Mädchen ihn gesehen?“

„Na, der verschläft woll die Zeit!“ rief Bengta vom Brauhauses herüber. „Aber laßt ihn man — ich hab keine Lust, jeden Morgen hinzugehen und Leben in ihn reinzurütteln.“

„Solltest Du nicht lieber hingehen und ihn wecken, Gustav?“ sagte Anders zwinkernd. „Am Ende sähest Du was Amüsantes!“

Die anderen lachten ein wenig.

„Wenn ich ihn wecken soll, so geschieht es mit diesem Mäufestriker,“ antwortete Gustav und zeigte ein großes Messer. „Denn glaub ich, weiß Gott, ich nehme ihm seine Wirkemittel!“

Jetzt kam Kongstrup selbst herunter, er hielt ein Papier in der Hand und sah sehr müder aus. „Sagt Ihr schon die letzte Neuigkeit gehört, Leute? Hans Peter hat in nächtllichem Grauen und Finsternis Vodil entführt!“

„Herr Gott noch mal zu, fangen die Widellinder nu auch

Märchen der Wirklichkeit.

Von Maxim Gorki. Uebersetzt von A. Stein.

(Schluß.)

II.

In Genua hatte sich auf dem kleinen Platze am Bahnhof ein dichter Volkshaufe versammelt. Es überwiegen die Arbeiter, es sind aber auch viele solide gekleidete, gut genährte Personen anwesend. An der Spitze des Menschenhaufens stehen die Mitglieder der städtischen Verwaltung. In der Luft flattert die schwere, kunstvoll mit Seide ausgenähte Fahne der Stadt, und neben ihr winken die bunten farbigten Fahnen der Arbeiterorganisationen. Es glänzt das Gold an den Quasten, Franzen, Schnüren und den Spitzen der Fahnenstangen, es knistert die Seide, und wie ein halblaut singender Chor rauscht die feierlich gestimmte Menschenmenge.

Ueber ihr, auf hohem Sockel, ragt die schöne Gestalt des Kolumbus empor, des Träumers, der soviel litt, weil er glaubte und — den Sieg davontrug, weil er glaubte. Auch jetzt noch schaut er auf die Menschen herab, als wollten seine Marmorlippen sagen:

„Es siegen nur, die den Glauben haben!“

Zu seinen Füßen, rings um den Sockel, haben die Musikanten ihre Messingtrompeten aufgestellt, und das Messing glänzt in der Sonne wie pures Gold.

Das schwere Marmorgehäuse des Bahnhofes steht in einem Konlavhalbkreise da und hat seine Flügel ausgebreitet, als wollte es die Menschen umarmen. Aus dem Portal dringt das schwere Keuchen der Lokomotiven hervor, das Geklirr der Ketten, Geyseise, Geschrei; — auf dem mit heißem Sonnenlicht übergossenen Platze ist es ruhig, drückend heiß. Auf den Balkons und an den Fenstern der Häuser stehen hellgelleidete Frauen mit Blumen in den Händen, festtäglich gepugte Kindergestalten, die auch Blumen ähnlich sehen.

Es pfeift, sich dem Bahnhof nähernd, die Lokomotive. Die Menge gerät in Bewegung. Schwarzen Vögeln ähnlich, fliegen einige Hüte in die Luft, die Musikanten greifen nach ihren Instrumenten, einige ernste, ältere Männer treten hervor, wenden sich mit dem Gesicht zu der Menge und sprechen etwas, mit den Händen nach beiden Seiten fuchtelnd.

Schwer und langsam wich die Menge auseinander, einen breiten Ausgang zur Straße freilassend.

„Wen empfängt man hier?“

„Die Kinder aus Parma.“

Dort, in Parma, sind die Arbeiter in den Ausland getreten. Die Unternehmer gehen nicht nach, die Lage der Arbeiter wurde immer schwieriger. Sie versammelten darum ihre Kinder, die schon vor Hunger zu kränkeln begannen, und sandten sie zu ihren Genossen nach Genua.

Hinter den Säulengängen des Bahnhofes hervor kommt eine sonderbare Prozession kleiner Leute; sie sind nur halbgekleidet und erscheinen in ihren Lumpen wie zottige, eigenartige Tierchen. Sie gehen, je fünf in einer Reihe, sich fest an den Händen haltend — klein, verstaubt, sichtbar ermüdet. Ihre Gesichter sind ernst, aber die Augenlein glänzen lebhaft und klar, und als die Musik ihnen zu Ehren den Garibaldimarsch antimmt, huscht über diese mageren, spitzen, hungrigen Gesichter ein fröhliches, zufriedenes Lächeln.

Die Menge begrüßt diese Leute der Zukunft mit ohrenbetäubendem Geschrei; es neigen sich vor ihnen die Banner, es brüllen die Trompeten. Die Kinder sind durch diesen Empfang ein wenig verwirrt, sie weichen auf eine Sekunde zurück, aber auf einmal haben sie plötzlich die Reihen geschlossen, sich zu einem Körper zusammengeballt und mit Hunderten von Stimmen, die aus einer Brust zu kommen scheinen, den Ruf ausgestoßen:

„Hoch Italien!“

„Es lebe das junge Parma!“ dröhnt die Menge, sich über sie ergießend.

„Hoch Garibaldi!“ schreien die Kinder, sich wie ein grauer Keil in die Menge einschneidend und dort verschwindend.

In den Fenstern des Hotels, auf den Dächern der Häuser flattern, weißen Vögeln gleich, unzählige Lücher; ein Blumenregen ergießt sich von dort auf die Köpfe der Menge herab, fröhliche, laute Rufe ertönen.

Alles steht festtäglich aus, alles hat aufgelebt, selbst der graue Marmor ist in hellen Farben aufgeblüht.

Es flattern die Fahnen, es fliegen die Hüte und Blumen durch die Luft; über den Köpfen der Erwachsenen sind kleine Kinderköpfe aufgetaucht; es fahren kleine, dunkelhäutige Tänzchen durch die Luft, die nach den Blumen greifen und die Menge begrüßen, und alles übertönend klingt ununterbrochen der machtvolle Ruf:

„Hoch der Sozialismus!“

„Hoch Italien!“

Fast mit einem Male sind alle Kinder in die Höhe gehoben, auf die Schulter der Erwachsenen gesetzt, vor irgend welchen rauhen, schnauzbärtigen Männern an die Brust gedrückt. Die Musik ist in dem allgemeinen Lärm, Lachen und Schreien kaum vernnehmbar.

In der Menge tauchen Frauen unter, um die übrig gebliebenen Kinder untereinander zu verteilen. Sie rufen einander zu:

„Sie nehmen zwei, Amitta?“

„Ja wohl. Sie auch?“

„Und für die lahme Marguerita eins . . .“

„Können an?“ rief Lasse unberührt aus. „Ich muß wohl auf Pelle acht geben, daß er nicht mit Karna durchbrennt — sie hält es ja mit der Jugend.“ Lasse fühlte sich als Mann und war nicht bange, eine Bemerkung zu machen.

„Hans Peter ist fünfzehn Jahre alt,“ sagte Kongstrup herbeisehend — „und in seinem Herzen rast die Leidenschaft.“

Er sagte das mit einem so drolligen Ernst, daß sie alle in ein Gelächter ausbrachen. Nur Gustav lachte nicht, er saß da und zwinkerte mit den Augen und wackelte mit dem Kopf wie ein Betrunkener.

„Hört selbst, was er schreibt — dies lag auf seinem Bett.“ Kongstrup hielt ein Papier theatralisch vor sich hin:

„Wenn Sie dieses lesen, bin ich weit von hier; Bodil und ich haben beschlossen, diese Nacht zu entfliehen. Mein gestrenger Vater gibt nie seine Einwilligung zu unserer Vereinigung, daher wollen wir das Glück unserer Liebe an einem verborgenen Ort genießen, wo uns niemand finden kann. Es ist ein großes Unrecht, nach uns zu suchen, denn dann haben wir beschlossen, lieber zu sterben als in die bösen Hände unserer Feinde zu fallen. Ich nebe dies Papier mit meinen und Bodils Tränen. Aber Sie, Herr Kongstrup, dürfen mich nicht verdammen wegen meines letzten, verzweifeltten Schrittes, denn ich kann nicht anders um meiner großen Liebe willen.“

Hans Peter.“

„Der liest offenbar Geschichtsbücher, der Bengel!“ sagte Karl Johann. „Der kann mal gut werden.“

„Ja, er kennt genau alles, was zu einer Entführung gehört,“ entgegnete Kongstrup vergnügt. „Selbst eine Leiter hat er an das Mädchammerfenster geschleppt — obwohl es zur ebenen Erde liegt. Wenn er nur halb so gründlich in der Landwirtschaft wäre!“

„Was nun? Man muß sie wohl suchen?“ fragte der Großknecht.

„Ja, ich weiß nicht recht — es ist im Grunde Unrecht, ihr junges Glück zu stören. Sie kommen schon von selbst wieder, wenn sie erst hungrig sind. Was meinst Du, Gustav? Sollen wir eine Treibjagd anstellen?“

Gustav antwortete nicht; er stand kurz auf und ging nach seiner Kammer hinüber. Als die anderen dahinkamen, war er zu Bett gegangen.

Den ganzen Tag lag er und sagte weder Puh noch Wäh, wenn jemand zu ihm hereinkam. Darunter litt die Arbeit, und der Verwalter war wütend. Er war überhaupt nicht für die neue Methode, die Kongstrup im Begriff war, einzuführen — Freiheit für einen jeden zu sprechen und tun, wie es ihm beliebt.

„Geht hinein und holt Gustav aus dem Bett!“ sagte er am Nachmittag, als sie in der Scheune mit dem Reinigen des Saatkorns beschäftigt waren. „Will er nicht im gutem, so zieht ihn mit Gewalt an.“

Aber Kongstrup, der selbst da stand und das Gewicht in das Buch eintrug, legte sich ins Mittel. „Nein, wenn er krank ist, muß er auch Erlaubnis haben, liegen zu bleiben,“ sagte er. „Aber es ist unsere Pflicht, etwas für seine Heilung zu tun.“

„Ein Senfsuchen,“ schlug Mons vor und sah den Verwalter herausfordernd an.

Kongstrup rieb sich die Hände: „Ja, das ist ein guter Gedanke! Geh Du hinüber, Mons, und laß die Mädchen einen Senfsuchen anrühren, den wir ihm auf die Herzgrube legen können. Da hat ja das Leiden seinen Sitz.“

Als Mons mit dem Senfsuchen zurückkam, gingen sie in einer Prozession, mit dem Gutsbesitzer an der Spitze, hinüber, um ihn anzubringen. Kongstrup sah sehr wohl den bösen Blick des Verwalters. Wieder eine Unterbrechung der Arbeit um eines Dummenjungenstreiches willen! sagten die Augen. Aber er hatte nun einmal Lust, sich ein wenig zu amüsieren, und die Arbeit wurde trotzdem wohl fertig.

Gustav hatte offenbar Punkte gerochen, denn als sie kamen, war er im Anzug. Dann ging er hin und verrichtete seine Arbeit, aber es war nicht möglich, ihm ein Lächeln zu entlocken. Er sah aus wie jemand, der mondsüchtig ist.

Ein paar Tage später rollte ein Wagen auf Steengarden vor. Auf dem Vordach saß ein breitschultriger Bauer im Pelz. Hans Peter saß ganz eingehüllt neben ihm, und hinten auf dem Boden des Wagens lag die schöne Bodil auf ein wenig Stroh, zusammengekauert vor Kälte. Der Vater des Wirtschaftsführers brachte die beiden Flüchtlinge zurück, er hatte sie in einem Logis in der Stadt gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Überall sieht man fröhliche Erregung, festtägliche Gesichter, feuchte, gute Augen. Hier und da knabbern die Kinder der Streifenden bereits an Bonbons, lauen Brot . . .

„In unserer Zeit dachte man daran nicht!“ sagt ein Greis mit einer Vogelnahe und einer schwarzen Zigarre im Munde.

„Und wie einfach ist doch das!“

„Ja! Einfach und vernünftig!“

Der Alte nahm die Zigarre aus dem Munde, betrachtete das eine Ende und schüttelte, aufseufzend, die Asche ab. Als er gleich darauf zwei Kinder aus Parma, offenbar Brüder, neben sich erblickte, machte er ein grimmißiges Gesicht, stülpte den Hut über die Augen und breitete die Arme aus. Die Kinder, die ihn zuerst ernst anblickten, schmiegteng sich eng aneinander und wichen mit finsternem Gesicht zurück. Der Alte duckte sich plötzlich und begann laut zu lächeln. Die Kinder lachten fröhlich auf, mit den nackten Beinen auf dem Pflaster umherhüpfend. Der Alte aber stand auf, rückte den Hut zurecht und entfernte sich unsicheren Schrittes, offenbar in der Ansicht, alles, was nötig war, getan zu haben.

Ein bucheliges, grauhaariges Weib mit einem Herengeficht und struppigen, grauen Haaren auf dem knochigen Kinn steht am Sockel des Kolumbusdenkmals und — weint, sich die rotgeränderten Augen mit dem Ende eines verblaßten Schals abtrocknend. Dunkel und mißgestaltet, ist sie so sonderbar einsam in dieser freudig erregten Menschenmenge.

Mit tänzelndem Schritt geht eine schwarzhaarige Genueserin vorüber; sie führt an der Hand ein siebenjähriges Menschein mit Holzspantinen an den Füßen und einem bis an die Schultern reichenden grauen Hut auf dem Kopfe.

Er schüttelt den Kopf, um den Hut in den Nacken zurückzuwerfen, aber dieser rutscht immer wieder auf seine Nase herab. Die Frau reißt ihm den Hut vom Kopfe und singt laut, ihn lachend durch die Luft schwenkend, irgendein Lied. Der Knabe sieht sie, den Kopf zurückgeworfen und mit dem ganzen Gesichte lachend, an, springt dann in die Höhe, um seinen Hut zurückzubekommen, und beide verschwinden in der Menge.

Ein hochgewachsener Mann im Lederschuß mit nackten, ungeheuren Armen, hält ein sechsjähriges Mädchen auf seiner Schulter und spricht zu der neben ihm gehenden Frau, die einen Knaben mit feuerrotem Haar an der Hand führt:

„Du verstehst, wenn sich dieser Brauch Eingang verschafft, wird es schwer sein, uns unterzukriegen, he?“

Und er lacht mit lauter, tiefer, triumphierender Stimme, seine kleine Last in die blaue Luft emporwerfend:

„Hoch, Parma!“

Die Leute verschwinden, die Kinder mit sich forttragend und führend. Auf dem Plage bleiben zerdrückte Blumen, Papierhüllen vom Konfekt, eine fröhliche Gruppe blauer Dienstmänner und über ihnen die edle Gestalt des Mannes, der die Neue Welt entdeckte.

Aber aus den Straßen, die, ungeheuren Röhren ähnlich, in dem Plage münden, erschallen die fröhlichen Rufe der Menschen, die dem neuen Leben entgegengehen.

Kinokritik.

Auch der Bildungspessimist hat noch andere Ideale als Frauen, Alkohol und Orden. Sogar, man sollte es nicht glauben, richtige Kampfesideale! Die sittliche Verdorbenheit der Zeit ist ihm zu Herzen gegangen und, Sorgenfalten in der Stirn, forschet er nach dem Woher. Er hat die Gründe aufgedeckt, und jeder, dem ein Examen oder das Portemonnaie Anspruch auf Bildung gibt, stimmt ein in das Geschrei gegen die vorkühnenden Mächte der Schundliteratur und der Kinematographen. So drückt man sein die Augen zu gegenüber den tieferen sozialen Ursachen und verliert nicht das Vertrauen seiner von Gott geleyten Obrigkeit. — In wie geringen Leistungen sich mancher dieser Kulturkämpfer verpflichtet fühlt, konnte man auf der letzten Ausstellung gegen die Schundliteratur im Reichstage feststellen. Die grammatische Entgeißung, die eine zur Propaganda verteilte „Literarische Zeitung für das deutsche Volk“ an ihrem Kopfe prangen ließ, nämlich den seitgedruckten Vermerk: Ausgabe B (mit Bücher), dürfte man im Hinblick auf das sonst darin Gebotene nur bedauern. Aber die als ein Beispiel gesunder Jugendlektüre angelegten limonadenföhligen Jugendzeitschriften mit dem „teutischen“ Titel, sauber getrennt für Knaben und Mädchen, aber übereinstimmend in dem wässerigen Inhalt, machten einen für den Augenblick schwankend, ob man sich nicht noch im Vorflur befände, wo die echte Schundliteratur zur Entrüstung Gelegenheit bot. „Entwicklung der Intelligenz fordert ihr? Nein, die weniger gefährliche, stubenreine Moral, das ist unsere Forderung! Die Forderung des staats-erhaltenden, tüchtigsten und gebildeten Teiles des Volkes! Unseren Willen führt die Behörde aus.“ Und so untersagt die Schulbehörde den Schülern den Besuch des zweiten Volksverderbers, des Kinematographentheaters, ohne die Begleitung Erwachsener. Ein Verbot, das uralt, weil bequemste Mittel, statt positiver Arbeit an der Besserung erkannter Schäden! Allerdings solche Arbeit setzt die Ansicht voraus, die eben weitesten Kreisen fehlt: Die Meinung, daß der Kinematograph nicht nur eine Volksvergünstigungsstätte darstellt, was er ja heute schon ist, sondern daß in ihm die Möglichkeit einer großen Zukunft, einer edleren, steckt: das an-

schaulichste Volksbildungsmittel zu werden, das der Geist der Menschen erfunden hat.

Unsere Kultur- und Sittenshüter scheinen mit ganz seltenen Ausnahmen noch immer zu denken, daß nur die niederen Triebe, die Freude an Sensation, Effekt und Nadau, die Volksmassen zum Kientopp wandern lassen. Eine starke Dosis dessen soll ja nicht ge- leugnet werden, aber der aufmerksame Beobachter des Kientopp- publikums wird bemerken, wie gerade die sogenannten Gebildeten, die „auch mal“ das Theater der kleinen Leute kennen lernen wollen und sich genieren würden, dort Bekannte zu treffen, wie gerade diese die auf dem Film verewigte Wirkung von „Friedens erster Zigarette“ herzhast belachen oder, wenn es Frauen sind, durch das Drama „Kundliches Erbarmen“ in tiefe Nüßrung geraten. Dieselben Gebildeten, denen zuliebe der Kinematographenbesitzer nicht etwa die Auswahl der Filme, sondern das Äußere seines Betriebes verbessert, Klappstige aufschafft, ein „Foher“ seinen Räumen einfügt, durch librierte Diener oder neuerdings sogar durch Rabaliere in Grad und weißer Binde sein geehrtes Publikum empfangen läßt, kurz, möglichst eine äußerliche Annäherung an das Theater herzustellen sucht. Eine neue, moderne Errungenschaft gegenüber dem alten Theater ist sogar zu verzeichnen: Der weisevolle Moment, wenn der Kientoppangestellte aus einem Instrument, das in mir Kindheits Erinnerungen an ver- dorbenen Plagen und den Dunkel Doktor hervorzaubert, Parfüm- wolken über die Menge zerstäubt. Der Geschäftsinstinkt des Kine- matographenhabers lockt durch diese Angleichung wohl ein zahlungs- kräftigeres, aber kein verständnisvolleres Publikum hinein.

Diese mit einer Bildungsschicht überfüllten, die sich genau so wenig über die Ursachen des durch den Kinematographen ausgelösten Lustreizes klar sind, haben das größte Hemmnis einer höheren Entwicklung des Kinematographen auf dem Gewissen, nämlich den bis zur Ermattung wiederholten Vergleich zwischen dem Theater und dem Kinematographen. Es ist eben das Kennzeichen der Oberflächenbildung, daß nur in den gewohnten Gedanken- schablonen gedacht, daß alles Neue in schon geformte Begriffe ein- rangiert wird und Vergleiche neue Gedanken und Begriffe erlegen sollen. Natürlich muß man von dem Standpunkt aus, daß das Theater als das Vorbild für die kinematographische Darstellung zu gelten hat, zu der Auffassung gelangen, die in dem Kientopp höchstens ein billigeres und schlechteres Theater sieht. Wie stark diese das Wesen des Theaters einfach auf die kinematographische Darstellungs- art übertragende Anschauung die Filmfabriken selbst beherrscht, zeigen Aufforderungen zu einem Wettbewerb für kinematographische Ideen; die sogenannten dramatischen Ideen, die eine Theaterhandlung einfach auf den Film übertragen, stehen im Vordergrund.

„Ja aber, weshalb soll denn das verkehrt sein?“ höre ich Freunde der Schauspielerei auch im Kientopp mir entgegenrufen. Aus dem Grunde, verehrte Segner und Kinematographendichter, weil Schauspielkunst und kinematographische Darstellung innerlich wefensfremd sind; weil der Dichter, der seine Schöpfungen dem Kinematographen zur Ausführung überließ, nicht nur einen Umweg vom lebenden Menschen zum „lebenden“ Bilde machen würde, son- dern augenscheinlich für eine taubstumme Welt zu schreiben den Drang hätte. Es liegt im Wesen der Photographie wie ihrer Er- weiterung, der Kinematographie, daß sie als ein rein technisches Reproduktionsmittel zunächst nichts anderes als ihr Objekt reprodu- zieren kann und soll.

Die Kinematographie ist zwar auch ein Darstellungsmittel, aber keines von der Art, wie sie der frei schaffende Künstler braucht, der nicht kopiert. Das aber tut der Kinematograph in noch größerer Vollendung wie die einfache Kamera, in ihrer heider Wesen liegt der gemeinsame Zweck: naturgetreue Wiedergabe des Gegenstandes, und dies macht den Kinematographen in erster Linie zu einem sozu- sagen wissenschaftlichen Instrument. Die Auslösung künstlerischer Wirkungen, ästhetischer Reize, die beim Theater Hauptzweck und Ziel ist, hat beim Kinematographen nur die Bedeutung einer erwünschten, aber nicht zu seinem Wesen gehörenden Nebenwirkung. Die kine- matographische Wiedergabe einer schönen Landschaft, einer guten schau- spielerischen Leistung erfreut, aber nicht die Wiedergabe selbst löst in der Hauptsache die Lustempfindung aus, sondern der Gegenstand selbst. Allerdings auch die rein technische Reproduktion wird bei den meisten Zuschauern ein Lustgefühl wecken, aber kein ästhetisches, und in diesem Gefühl scheint mir der tiefere von allen Bekämpfern der Kinemato- graphen verkannte Grund zu liegen, der breite Volksmassen all- abendlich vor die lebenden Bilder zieht:

Das im Unterbewußtsein ruhende Gefühl, hier in bis dahin nie gekannter, naturgetreuer Wiedergabe das Leben selbst zu sehen, das Leben in seiner reinen Tatsächlichkeit, ohne jede Idealisierung, ohne jede Verzerrung, kurz ohne das Medium des Menschengestes! Und vor diesem grundmodernen, aus der Physik aufwärts führenden Kulturinstinkt sollte man mehr Achtung haben.

E. R. P.

Kleines feuilleton.

Die Berliner Königl. Sternwarte. Seit über einem Jahr- zehnt bekommen wir aus Amerika ab und zu Nachrichten über große Stiftungen zum Zwecke des Baues großer Sternwarten mit astronomischen Instrumenten, so gut und so vorzüglich, wie sie die Fernrohrtechnik nur herzustellen vermag. Es ist unbestritten,

Daß Amerika mit seinen Sternwarten jetzt an der Spitze marschiert. Die Stiftungen zu diesen Warten entstammen privaten Händen. Die erste große wurde von Lid gemacht. Dieser Mann hatte zuerst vor, sich als Grabmal eine große Pyramide bauen zu lassen. Man überzeugte ihn von dem Unsinnigen dieses Vorhabens und er ließ sich bestimmen, statt dessen eine große Sternwarte zu errichten, in der er seine Grabstätte finden würde. Diese Sternwarte steht auf dem Mount Hamilton in Kalifornien, Lid ruht unter dem großen Pfeiler des mächtigsten Instruments dieses Instituts. Seinerzeit war der Lichtrefraktor, dessen Objektöffnung 38 Zoll (etwa 1 Meter) beträgt, das größte Instrument der Welt. Es ermöglichte Arbeiten und Entdeckungen, die Lids Namen zu einem der meistgenannten in der astronomischen Wissenschaft machten. So ist Lid auf seine Kosten gekommen und hat dabei der Wissenschaft einen großen Dienst geleistet.

Danach kamen die Leute in Amerika auf den Geschmack. Der große Eisenbahnkönig Verkes stiftete später für ein noch größeres Instrument, das Verkes-Observatorium, eine noch größere Summe. Auch er kam damit auf seine Rechnung. Die vorzügliche instrumentelle Ausrüstung der amerikanischen Sternwarten ermöglichte den amerikanischen Astronomen, einen gewaltigen Vorsprung zu bekommen, so daß die bis dahin so berühmte deutsche astronomische Wissenschaft in den Schatten gestellt wurde.

Bei uns zu Lande sind die Millionäre Knicker. Zwar sind die ganz großen Vermögen nicht so zahlreich wie überm großen Reich, aber dennoch gibt es bei uns eine Menge Leute, die leicht ein paar Millionen verschmerzen könnten. Damit könnte manches geleistet werden. In Deutschland haben wir nur ein einziges Institut, das instrumentell gut ausgerüstet ist, obwohl man noch besser wünschen müßte, das ist das Kgl. preussische Astrophysikalische Observatorium in Potsdam. Wohl besitzt die Heidelberg Sternwarte auf dem Königstuhl einige vorzügliche Instrumente — die sie übrigens der Amerikanerin Miz Bruce verdankt — sie ist aber doch nur einseitig ausgerüstet, hauptsächlich für photographische Arbeiten bestimmter Art. Sehen wir uns dagegen die alten Sternwarten an, die meist den Universitäten angegliedert sind, so können wir nur traurig sein über die Dürftigkeit ihrer Ausrüstung. Was das vornehmste Institut sein müßte, die Berliner Kgl. Sternwarte, geht noch immer an den Hilfsmitteln, die bei ihrem Neubau vor 75 Jahren unter Ende angeschafft worden sind. Das Institut erstand damals auf das eifrige Bestreben Alexanders von Humboldt im Neubau. Sein Hauptinstrument ist wie damals noch immer der alte 9 1/2 zöllige Refraktor auf Holzsäule, mit dem schon Galilei den Neptun entdeckte. Die neue Zeit scheint an diesem Institut spurlos vorübergegangen zu sein. Schon daß die Sternwarte so lange in völlig umbauter Gegend mitten in der dunstigen Stadt stehen konnte, ist ein Zeichen, wie wenig sich die Regierung genötigt sah, für das Institut etwas zu tun. Vielleicht mag daran schuld sein, daß der langjährige Direktor, der hochverdiente Professor Wilhelm Foerster, einen zu noblen Charakter besaß, sich zu sehr an edelmütigen freierwilligeren Bestrebungen beteiligte, als oben lieb war, daß man ihm aus diesem Grunde den Dampf der Nichtbenützung aufsetzte. Als Foerster sein Amt als Direktor niederlegte, konnte kein Zweifel bestehen, daß ein neuer Direktor nunmehr als Bedingung der Uebernahme des Direktorats einen Neubau und Neuausrüstung verlangen werde. Das war der Fall. Dennoch hat sich die Sache bis jetzt hingezogen. Professor Strube, bis dahin in Königsberg, ist damit beschäftigt, der Wissenschaft das neue Berliner Institut einzurichten, das auf dem ausgedehnten Gelände am Babelsberge (an das Gebiet von Klein-Glienide grenzend) erbaut werden wird. Das alte Gebäude in Berlin ist durch den Kultusminister vorbehaltlich der Zustimmung des Landtages verkauft worden. Es war beabsichtigt, das große Gelände für einen Straßendurchbruch zu erwerben, was aber an den hohen Kosten scheiterte. Der Grundstücksverkauf dürfte jedenfalls soviel ergeben haben, daß davon der ganze Neubau und die Ausrüstung bestritten werden könnten.

Zu den umfangreichen Baulichkeiten auf dem Babelsberge gehören auch ein Maschinenhaus mit hohem Schornstein sowie ein dazu gehörender Kohlenschuppen, deren Einrichtung zuerst in Angriff genommen werden soll. Die dort wohnenden Willenbesther haben Einspruch gegen diese Bauten erhoben. Hoffentlich nichts ihnen nichts, damit der Bau nicht noch verzögert wird; hoffentlich nichts ihnen aber soviel, daß alle diese Bauten mit Geschmach zur Ausführung gelangen. Was aber am meisten zu wünschen steht, ist, daß bei der Neuausrüstung nicht geknausert wird, daß die instrumentellen Hilfsmittel und personellen Verhältnisse so weit geregelt werden, daß dieses Institut den großen amerikanischen Warten nicht bloß ebenbürtig, sondern überlegen wird. Sollte ein Staat wie Preußen nicht instande sein, ebensoviel zu leisten, wie ein einzelner Großkapitalist drüben in Amerika? J. L.

Kunst.

Die Neue Sezession. (In der Galerie Nacht.) Es ist eine Dummheit, wenn der Kritiker glaubt, den Künstler lehren zu können, wenn er ihm Ratschläge geben möchte, wie es eigentlich gemacht werden müsse. Noch nie hat die Kunst anderen Befehlen gehorcht, als denen, die sie sich selber schuf. Und wenn je sie des

Schulmeisters achtete, wurde sie matt und flügellos. Was hätte es wohl genützt, dem lichtvollen Rembrandt haarlein auseinanderzusehen, daß es sich nicht gehöre, statt eines wohlgeordneten Gruppenbildes ein Drama, einen Gigantenkampf aus Hell und Dunkel, statt der Schühengilde, die das Bild bestellte, die „Nacht wache“ zu malen. Er wußte gewiß und besser als die Gelahrten, daß sich so etwas nicht schide; er tat es aber dennoch, nicht um die biederen Soldenbrüder zu fränken; er tat es, weil er es tun mußte. In solchen Müssen ruht das Geheimnis aller großen Kunst. Im Müssen, nicht im Wollen; nicht im bewußten, tendenziösen, laut verkündeten Erfüllen eines Programmes.

Das ist eine zweite und nicht minder große Torheit: wenn Künstler das Neue des Neuen wegen wollen, wenn sie sich zu Knechten einer Theorie, meinetwegen zu Herolden einer Idee machen. An solchem Irrtum muß der Neo-Impressionismus verstanden. Es gibt in der Kunst kein Dogma, keine Verklammerung, aber auch kein troziges Wollen. Wohlverstanden: Michelangelo, als er die Sixtinische Decke malte, als er dort oben auf dem Gerüst lag, rücklings verkrümmt, den Pinsel schwingend, damals wollte Michelangelo. Aber, das war nicht jenes Wollen, das auf eine Erkenntnis; auf ein Dogma sich richtet; Michelangelos Wollen war nur Gehorsam, blindwütige Unterwerfung unter die tausend Stimmen, die in ihm brausten und danach schrien, zur Harmonie erlöst zu werden. Gewiß, solche Unterschiede zwischen Wollen und Müssen wiegen fein; man kann sie kaum mit Worten fassen, aber sie sind da; sie sind die realsten aller Tatsachen, die Kunst von der Manier und das Ewige von der Mode zu scheiden.

Um solche Weisheit auf die Gegenwart anzuwenden: Es ist töricht, denen von der Neuen Sezession Verwarungen und Fingerzeige zu geben. Laßt sie gewähren; einerlei, ob sie zugrunde gehen, oder eine neue Welt erschließen. Dieses aber werden sie nur können, wenn sie sich frei halten von Theorien und Systemen und dem krampfhaften Aufbäumen gegen die Konvention. Sie mögen sich nicht irren; wer Empfindung hat, der empfindet, ob ein Bild nur gewollt ist, oder ob es werden mußte; ob damit die Philister geschreckt sein sollen, oder ob dahinter ein in Schmerz und Freude zuckendes Herz dem Aufgang der Sonne entgegenwartet.

Es gibt in der Neuen Sezession Manieristen; Leute, die nachahmen, Leute, die es bequemer finden, zu verblüffen, als zu verbluten. Dazu gehören Hedekel und Kirchner, leider auch Kolbe und Schmidt-Rottluff. Ob sie es nötig haben, nachzuzahlen, was Stärkere schaffen, zu verzerren, was Gesündere in Reinheit hinstellen, das kann der Kritiker nicht sagen, das müssen sie selber am besten wissen; mögen sie sich prüfen. — Es gibt in der Neuen Sezession andere, die ebenso gut in einem ortsüblichen Salon hängen könnten. Sie sind nicht die Schlechtesten; Otto Müller, der zu ihnen gehört, ist sogar ein recht tüchtiger, mit gutem Geschmack begabter Dekorateur. Aber er ist sanft, müde, wienerisch; er wird von keinem Dämon gehebt. Er macht aus Menschen Stilleben, farbige Scherze. Nicht minder harmlos ist Georg Tappert; selbst sein „Loth“, der zwar dem Motiv nach etliche Frechheiten begeht, bleibt doch als Malerei etwas Alltägliches.

Anders steht es schon mit Harold Wengen; bei ihm denkt man anfangs an Ludwig von Hofmann, später wird aber doch das ihm Eigene lebendig. Man spürt die Stimme, die hinter ihm und all dem wahrhaft Neuen ruft: das Verlangen nach der Wand. Noch deutlicher ist solch Verlangen bei César Klein, am stärksten bei Pechstein. Klein malt Stilleben, ohne dabei Sezanne zu verleugnen. Was ihm dabei am meisten reizt, ist die Farbe, deren Gluten und Kreisen. Man möchte meinen, daß er sich am wohlsten fühlen würde, wenn ihm statt der Delfarbe, gläserne Scheiben zur Verfügung ständen, daraus brennende Fenster zusammenzufügen. Pechstein hat längst bewiesen, wie stark und frei er die Wand mit bunter Schönheit zu schmücken weiß; er hat in Berliner Mietshäusern die Treppenture ausgemalt und dadurch Temperament und Freude in das graue Einerlei getragen. Die Orangenschülerin, die er hier zeigt, ist so, wie sie da im schroffen Klang der Farben und im derben Getöse der Massen vor uns sitzt, erschaut und erlebt. Noch klarer empfunden, schärfer gesehen und sinnlicher geliebt ist das Bildnis, das Pechstein von einem Kinde malte. Das Psychologische zeigt eine Verwandtschaft zu Bedeßins-Frühlings Erwagen. Der Maler gab den seelischen und fleischlichen Extrakt seines Modells; er sagte ihn aber in ein Format, durch das die Analyse ihre Unruhe verliert, in das Format der Wand.

Das scheint das neue Müssen: die Wand zu erobern. Wir treffen es nicht nur bei dieser kleinen Gruppe; wir können es als ein gemeinsames Schicksal, ein gemeinsames Glück, durchaus international verbreitet, langsam herauskommend und immer stärker werdend, als das Wesentliche, was da reift, begreifen. Um was es sich jetzt handelt, ist die Qualität, das Können, die geduldige Hingabe, das bis zur Bedanterie getreue Arbeiten.

Robert Breuer.